

## Mit Kiebitzohren

### Der Lyriker José F. A. Oliver liest im Literaturhaus

Wer die Welt mit den Fühlern seiner Sprache abtastet, wer ihren Scharten nachspürt, den "winterrissen", "hautschneisen" und dem "windblattfallen", der weiß zunächst einmal wenig anzufangen mit der Frage, ob es denn eine Rezeptur für das Dichten gebe. In Cambridge, schreibt José Oliver in einem kleinen Essay, habe ihm eine Freundin während eines Spaziergangs im Park just jene Frage gestellt. Statt einer Antwort seien ihm nur ungleiche Bilder eingefallen: Erinnerungen, Spuren und die "lauerstille der angespannten leiber". Aber wer, wie Oliver, mit "kiebitzohren" durch die Welt streicht, wer die Zeit takten und in die Sprache eintauchen kann, findet am Ende doch feine Worte für das, was ein Gedicht sein könnte: "Ein Ich ins Du gelegt, das mich sagt im Du".

Im Park von Cambridge sind vermutlich auch einige jener "nachtrandspuren" entstanden, die José Olivers neuem Lyrikband den Titel verliehen haben. Sie wirken ruhiger, diese Verse, als die Gedichte im letzten Buch "fernlautmetz", arbeiten geschmeidiger mit rhythmischen Brüchen und hantieren eleganter mit den Wortkörpern. Und fast scheint es, als würden sie sich noch intensiver auf die Welt einlassen, auf die Farben und Konturen, die Spiegelungen der Kindheit.

Doch das mögen Nuancen sein, denn noch immer bauen die Gebilde Olivers auf das Spiel mit Lauten, noch immer entdecken sie neue Wörter und die Melodien in ihnen. Und weil die Gedichte so ganz von Rhythmen und Klängen leben, bringt José Oliver sie im Literaturhaus zusammen mit einem Musiker zur Aufführung, dem Gitarristen Nino de Pantaléon. Als dieser zum ersten Mal die Saiten erklingen lässt, will der Ton seines Flamencoliedes nicht so ganz passen zu Olivers Art, die Texte abgehakt und verzögernd zu lesen. Dann aber variiert de Pantaléon den Rhythmus, wird schneller, bremst ab und klopft immer wieder mit dem Daumen auf den Gitarrenkörper. Seine Musik umspielt genau jenes "Ausfransen im Innern", von dem auch Olivers Verse sprechen. Im Wechselspiel von Klang und Text, von Hören, Sehen, Fühlen und Sagen, führen die beiden Lautbarden durch abgelegte Kindheitstage, kreisen litaneiartig in der "dämmernarbung" Sydneys oder lesen auf "p:ostkarten" die Geschichtsspuren Dresdens. Wie von selbst verständigen sich Ton und Vers, erzeugen Momente der Ruhe wie der Nervosität.

Von Nico Bleutge  
Stuttgarter Zeitung, 24.10.2002